

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Leiber, Svenja
Das letzte Land

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4576
978-3-518-46576-9

suhrkamp taschenbuch 4576

Anfang des 20. Jahrhunderts in Norddeutschland. Ruven Preuk, jüngster Sohn des Stellmachers, verfügt schon als Kind über eine außerordentliche musikalische Begabung: Er sieht Töne, und auf seiner Geige spielt er sonderbare Melodien. Das bringt ihm auf dem Dorf nicht nur Bewunderung ein. Schließlich erkennt auch der alte Preuk, dass mit seinem Sohn nichts anzufangen ist. Verzweifelt versucht er, ihm die Töne aus dem Leib zu prügeln. Dann lässt er ihn ziehen.

In der Stadt lernt Ruven beim Juden Goldbaum, in dessen Enkelin Rahel er sich ebenso verliebt wie in den Glauben an eine strahlende Karriere. Kunst bedeutet Freiheit und Anerkennung, aber die Nazis legen schon die Gewehre an. Als sein Durchbruch unmittelbar bevorsteht, reißt der Zweite Weltkrieg Deutschland in den Abgrund. Und Ruven muss erneut seinen Weg finden, am Ende aller Melodien.

Mit *Das letzte Land* legt Svenja Leiber einen großen Entwicklungsroman vor: Während um ihn herum ein ganzes Land in sich zusammenfällt, folgt ein außergewöhnlicher Musiker gegen alle Widerstände seiner Begabung.

Svenja Leiber, 1975 in Hamburg geboren, wuchs in Norddeutschland auf und lebte einige Zeit in Saudi-Arabien. Heute wohnt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Berlin. 2005 erschien der Erzählungsband *Büchsenlicht*, 2010 der Roman *Schipino*. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen. *Das letzte Land* ist ihr erstes Buch im Suhrkamp Verlag.

Svenja Leiber
DAS LETZTE LAND

Roman

Suhrkamp

Für die Unterstützung ihrer Arbeit an diesem Buch
dankt die Autorin dem Else-Heiliger-Fonds.

Für K.D.

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4576

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Juliet White / Arcangel Images

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46576-9

DAS LETZTE LAND

I 1911-1917

DIE FRAUEN ERNTEN PFLAUMEN. Schon wieder ein Sommer, Sonne wie Öl auf Leinwand, Wäsche auf der Bleiche. Die Frauen pflücken und sammeln. Sie reden über Ruven, den jüngeren Sohn des Stellmachers Preuk. Der Junge steht seit dem Morgen zwischen Feld und Allee und rührt sich nicht. »Weiß Gott«, sagen sie, »was soll man mit so einem?«

Ruven Preuk steht an einem Augusttag 1911 abseits vom Dorf und horcht. Er zählt den Takt, den das Licht und die Pappeln ihm schlagen, hell, dunkel, hell. Rundherum brüten die Äcker, deutsch, protestantisch und stumm vor Hitze. Die Pause im reifen Hafer – und mitten in diese Stille hinein ein *Lala* und *Lalei*, das da nicht hingehört, erst fern, dann immer näher. Ruven legt den Kopf zur Seite und schließt die Augen. Dann zuckt er mit den Fingern, die Rechte folgt dem Takt, dem Spiel von Licht und Schatten, die Linke dem Gesang, *Lala*, *Lalei*. Jetzt hebt er sogar die Arme, er dirigiert. Die Frauen wenden sich ab und wischen sich Schweiß vom Gesicht. Nur mit Rumstehen und Gefuchtel wird man nichts, denken sie, so wird der Korb nicht voll.

Da kommen zwei hölzerne Wohnwagen mit müden Zugtieren die Allee herauf. Den ersten kutscht, mit einer Hand, ein Mann. Wie schlafend lehnt er gegen den Wagenkasten.

Den zweiten lenkt eine Frau in Rock und roter Jacke, sie ist es, die singt. Dahinter marschiert, eins, zwei, eins, zwei, eine Meute Halbstarker aus dem Dorf, die auch schon seit dem Morgen gelauert hatte, angeführt von Fritz Dordel, mit seinem Fischottergesicht und in zu kurzen Hosen. Das zieht laut an Ruven vorbei, wie Parade, der Weg wird ganz dunkel vor Gestalten; dazu die spöttischen Lieder der Frau, Wut und Triumph, sie bleckt die Zähne und haut mit der Peitsche zur Seite und nach dem Fritz, der schon halb auf ihrem Wagen ist. Kaum Bart im Gesicht, fingert der einfach an ihrem Rocksäum herum. Sie tritt ihm mit dem nackten Fuß vor den Bug, dass er rückwärts im Hafer landet. Wütend rafft er sich auf und folgt den Wagen ins Dorf.

Ruven sieht ihnen nach. Da sind sie endlich. Er hat gehofft, dass sie kommen. Fritz hat ihn wie immer bei der Lauer dabeihaben wollen, aber er selbst hat diesmal nicht gewollt. Es ist ein besonderer Tag, so einen gibt's nur einmal im Jahr, und er will grad hinterher, da kommt an der Furt, gleich seitlich zwischen den Büschen, sein Vater herauf, der erwischt ihn besser nicht in der Nähe des Otters. Ruven tut einen Schritt hinter den Stamm der nächsten Pappel. Der alte Preuk sieht ihn also nicht und treibt seinen Braunen weiter durch den weichen Sand. Die Leinen reiben dem Pferd den Schaum aus dem Fell. Die Wagenladung klappert, weil der Wagen die Böschung hinauf muss. Nils Preuk steigt ab und schiebt von hinten, oben fährt er wieder mit und merkt nicht, dass ihm sein Junge aufspringt. Er dreht sich nur um, weil das Geklapper nicht mehr so laut ist, und denkt noch, das Zeug hat sich abgeladen, aber da sitzt ja sein Sohn, so blond auf dem Kopf wie Blumenkohl, und

sagt: »Sie sind wieder da«, und schon ist er neben Nils auf dem Bock.

»Wer?«

»Der Spieler mit der Sofie.«

»Voriges Jahr waren die früher«, sagt Nils und schweigt ein Stück. »Diese Sofie, immer von Hof zu Hof. Hat allen mit ihrem Singsang den Kopf verdreht. Sogar dem Röver. Und diese Augen! Zweimal Gift«, sagt er und sieht so vor sich hin.

Dem Bauer Röver war bei den Liedern der Sofie die Hand in die Brunnenkurbel geraten. Vier seiner Finger hat man nachher zum Pastor gebracht. Aber der wusste auch nicht, wohin damit, und hat sie eingesteckt und dann vergessen. Am Nachmittag fiel er beim Taufgespräch beinahe in Ohnmacht, als er, die Linke im eingenähten Taschensack, plötzlich die kalten Finger in der Hand hielt und erst Augenblicke später klarkriegte, was er da knetete, während er der Täuflingsmutter mit himmelndem Blick und atemloser Stimme vom lutherischen Jenseits erzählte. Hat die vier Finger dann im Röver'schen Familiengrab verscharrt. »Dem Weib geht's nie zu weit«, hat er leise dazu gesungen, weil der Schnaps, den man ihm zu Hilfe gereicht hatte, noch wild in seinen Adern patrouillierte.

Die Stellmacherei liegt hinter dem Dorf. Das Haus ist nicht stattlich, aber man hätte weniger erben können als einen Klinkerbau mit Acker und einem Brunnen, den von morgens bis abends Wilder der Bock umkreist. Wilder hält sich wegen seiner großen Eier für den Größten. Er stößt zu Boden, was aufrecht geht: kurzer Anlauf, ein paar Sprünge, das

ist es schon. Dann steht er still und schaut dumm auf sein Opfer.

»Der wird kastriert«, knirscht Nils, wenn es ihn selbst erwischt hat, aber er lässt ihn immer gehen. Er lässt den Bock mit seinem zweifach gedrehten Gehörn auf die Koppel und kastriert ihn nicht, als wäre das eine geheime Verabredung.

Jetzt spannt er den Braunen aus und lädt den Wagen ab. In der Werkstatt riecht es nach Teer. Nils kratzt sich den Bart. »Ja, hau ab«, sagt er zu Ruven, der mit Bettelaugen vor ihm steht. »Aber vergiss nicht, die Tauben bei der Klunkenhöker abzuliefern.« Die Klunkenhöker ist die reichste Frau der Gegend, und sie hat immer Taubenhunger. Jeder im Dorf will ihr was verkaufen, aber sie zieht die Tauben des kleinen Preuk aus gewissen Gründen vor. Der Junge ist schön, sagt man.

Ruven rennt zum Dorfplatz. Er hat die Klunkenhöker gleich vergessen oder zumindest verschoben, denn er sieht nur die beiden Holzwagen und weiß noch vom Vorjahr, wie es in einem der beiden riecht. Süß und nach Frau, denkt Ruven, dabei versteht er davon nichts. Ein einziges Mal war er bei Sofie durch die Tür, weil sie ihn so gelockt hatte. Und dann hat sie nur dagesessen und gelacht und ihm ein Marmeladenbrot geschenkt und ihn einmal das Schienbein sehen lassen, während sich draußen die Dorfjugend am Fenster auftürmte, Fritz Dordel zuoberst. Aber Ruven hat nur gedacht, was mach ich nun mit dem Schienbein, und ist fast so rot geworden wie Sofies Jacke, die aus der Nähe ganz schäbig aussah.

Die Wagen stehen im Schatten, bisschen über Eck, und

Joseph, der alte Spieler, hat den Fischotter verjagt und die Ponys gefüttert und lehnt jetzt an der Eiche, wo er gar nicht hingehört, raucht und sieht sich den Platz an. Sein graues Haar ist zum Zopf gebunden, und seine entzündeten Augen blinzeln. Man glaubt, er kommt vom Schwarzmeer, vielleicht auch aus Italien, jedenfalls von weit weg. Neben ihm steht Bauer Jacobs, der die Gemeinde hier vertritt und alles genau kontrolliert.

»Wenn ihr die Straße nicht bald pflastert, geh ich nach Amerika«, sagt Joseph und spuckt Tabak aus.

»Wenn du meinst«, sagt Jacobs und steckt das Geld für das Heu ein, »wir können hier auch ohne dich.« Und dabei grinst er aber, und Joseph grinst auch und zeigt einen goldenen Zahn, als wolle er den Jacobs damit blenden. Der sieht aber schon verächtlich zu den Ponys und brummt, die bräuchten mal was Vernünftiges, Hafer zum Beispiel. Da hofft der Jacobs wohl auf ein weiteres Geschäft, also so was wie das Gold auf Josephs Zahn vielleicht, aber der winkt ab und sagt: »Geht schon so, und wenn nicht, dann zieht der Satan die Wagen, ihr müsst nur pflastern, dann kann ich auch eine Ziege vorspannen«, und er macht mit den Zeigefingern zwei Hörner. Dann kriegt er plötzlich seinen warmen Blick. Er hat den Jungen entdeckt, der in der Nähe herumsteht, und winkt ihn heran. Ruven lächelt verhalten. Er kommt die Ponys streicheln, um noch etwas ranzurücken, und klopft ihnen vorsichtig Staub aus dem Fell.

»Willst du sie sehen?«, fragt Joseph, »komm ruhig näher!«, kleine Verbeugung, und da ist Ruven schon wieder rot, denn er denkt, er soll noch einmal der Sofie ihre Schienbeine ansehen. Aber Joseph ist nicht so einer, seinen Gold-

zahn hat er anders verdient. Mit seinem eigenen Können hat er die Leute weich und gefügig gemacht, sie hätten ihn am liebsten mit Geld übergossen, jedenfalls erzählt er das so. Er lässt einen Schlüssel am Band herumdrehen, dass es surrt, und lockt Ruven hinter sich her.

Im Wagen ist es dämmrig.

»Augen zu«, sagt Joseph. Er nimmt einen Zylinder vom Wandbrett. Eigentlich ist es kein Zylinder, aber er nennt ihn so, wenn Sofie ihn ausbürsten soll.

»Was hast du da?«, fragt Ruven und schließt die Lider, oder versucht es wenigstens.

»Was wohl«, flüstert Joseph, und dann: »Augen auf!« Ruven kann nicht gleich etwas erkennen, dabei glänzt das Ding rotgolden, und Joseph zieht es mit einem kleinen Schlenker ganz aus dem Hut: »Eine Geige!« Er legt sie an den Hals und fiedelt los. Dann hält er die Geige Ruven hin: »Da, spiel!« Aber Ruven weiß nicht wie, zwei Schritte rückwärts und zwei wieder vor, eigentlich gern, denkt er und nimmt die Geige, den Bogen in die Rechte, und kratzt einmal kurz.

»Spielst, wie die Kuh schießt«, sagt Bauer Jacobs, der am Fenster lehnt. Ruven fährt herum und blitzt ihn an.

»Na!« Joseph droht mit dem Zylinder, und zu Ruven sagt er wieder: »Spiel!« Und da kommt schon was heraus wie Geschrei, immerhin, besser als nur Kuhscheiße, und dann beruhigt die Melodie sich endlich und wird fast hübsch.

»Sag ich doch.« Joseph schaut ihn sanft an. »Ich sehe so was von Weitem.« Dann flüstert er: »Ich sehe auch diese Töne!« Er zieht Ruven dicht zu sich heran, »Höllnbruder, denk ich, was tust du mir an. Ich sehe es blau und grün und gelb, wenn ich spiel! Es steigt mir hier von der Geige auf,

hier, wie Dampf! Und ich denke, du fieberst, Joseph, das glaubt dir keiner! Du fantasierst!« Nachdenklich streicht er sich übers Haar bis zum Zopf und sieht Ruven dabei an.

»Ich glaub es dir schon«, sagt Ruven leise und steckt die Geige mit zittriger Hand zurück in den Hut, den Joseph ihm jetzt vor die Nase hält.

»Gut«, sagt der, »und nun bye, bye, komm morgen wieder, heute bin ich zu müde. Ich hab noch einen Abend vor mir.« Er öffnet die Wagentür. »Verschwindes schon! Und sag deinem Vater, ich brauche ein neues Rad. Das letzte hat nicht lang gehalten.«

Ruven trollt sich. Er läuft hinter den Höfen am Acker entlang und will gerade durch die Hecke, da flattern seine Tauben vom Dach, als witterten sie Gefahr. »Euch bring ich doch nicht zu der Klunkehöcker«, murmelt Ruven, »Barons-tauben sind doch viel besser für die, glaubt ja eh, dass sie was Höheres ist.« Er geht in den Stall und holt seine Schleuder. »Auf euch kann die lange warten.« Und was anderes als warten, macht die Klunkehöcker auch nicht. Keiner weiß, woher die ihr Geld hat. Vielleicht hat sie eine Dragedukke oder einen anderen Geist im Kasten, sagt man, denn sie hat immer Geld und sie kauft und lässt bringen, und darum schickt Mutter Preuk ihren Sohn alle zwei Wochen mit fünf Tauben rüber. Das Geld dafür kommt in die Truhe, und ein bisschen hofft die Mutter wohl auch darauf, dass einmal der Taler dabei ist, an dem was Unsichtbares hängt, denn dann braucht sie nur den Truhendeckel zuzuschlagen und den Geldgeist nicht mehr rauszulassen.

Ein gutes Stück Weg hat Ruven schon geschafft, so schnell, wie er jetzt geht. Dabei singt er leise *da* und *di*, weil er die Töne nicht mehr loswird. Er muss die Tauben des

Barons noch vorm Schlafengehen erwischen. Die sitzen zu hunderten auf den Giebeln der Arbeiterhäuser am Gutshof und ruhen aus vom ewigen Im-Kreis-Herum, und Ruven muss dort eh entlang, wenn er zur Klunkehöcker geht. Werden einfach fünf runtergeholt, das geht fast so leicht wie Pflücken, und dann wird schnell und wortlos abgeliefert. Und wenn da mal zu viele Männer rumstehen, die sich wohl wundern würden über das hochherrschaftliche Taubenpflücken, dann biegt er in den Wald ein und holt die wilden aus den Linden.

»Davon bring mir beim nächsten Mal mehr«, sagt die Klunkehöcker ahnungslos, wenn Ruven ihr die Wildtauben reicht, »die Fetten mit den blauen Füßen sind besonders gut.« Und dann sieht sie ihn immer eine Weile an, so von oben bis unten, angefangen bei seinen weißblonden Haaren, übers Gesicht, in dem zwei fast durchsichtige Augen sitzen und ein schwarzer Fleck über dem Mund. Dann atmet die Klunkehöcker pfeifend durch die Nase ein und aus, und ihr Blick wandert weiter, über die schmale Jungenbrust, über die kurzen Hosen und die stockgeraden Beine, bis hinter zu den nackten Füßen. Dann schlägt sie das Kreuz, die Klunkehöcker ist katholisch, und schickt Ruven heim. Die toten Vögel baumeln kopfüber neben ihrem Rock.

Zu Haus hockt Ruven draußen unterm Fenster und horcht, wie die Stimmung ist. Meistens ist die Stimmung nicht gut. Mutter Preuk und Gesche, ihr Mündel, sind sich selten einig. Siebzehn ist Gesche inzwischen, und sie weiß, was sie will, und vor allem, was sie nicht will.

»Was keifst du immer?! Siehst aus wie Zange auf Brautsuche, wenn du so keifst«, sagt die Mutter. »Stell den

Topf her und komm!« Sie nimmt die Schürze ab, schiebt ihrem Mann die Kelle hin und nickt John, ihrem Großen, beruhigend zu, sie weiß, wie er an Gesche hängt. Aber die mault nur und steht und setzt sich nicht.

Nils Preuk legt die Kelle weg und erhebt sich so langsam und so drohend, dass Mutter Preuk viel Zeit für Gedanken hat.

»Mäd-chen!«, sagt Nils. Da setzt Gesche sich doch und beugt den Nacken und heult nur noch, weil sie so gern mit Werner dem Knecht ins Dorf zur Musik gegangen wäre und weil der nun aber denkt, sie gehe vielleicht lieber mit einem anderen. Gesches Rücken bebt vom Schluchzen. Auch der Zopf bebt, schwer wie ein Seil ist der und so lang, dass sie drauf sitzen kann.

»Musst nicht hinhören, was Werner sich denkt«, sagt Mutter Preuk und dann: »Amen.« Und auch Nils setzt sich stumm auf seinen Stuhl zurück und isst einen Teller und dann noch einen.

»Der Werner denkt nicht«, sagt er, und später: »Wo bleibt der Junge?«

Und obwohl sie noch schluchzt, fängt Gesche schon wieder an: »Ist bei den Spielern, müsst ihr aufpassen, sonst läuft der euch irgendwann mit denen weg.«

»Der nicht«, sagt Nils und steht schon wieder auf und geht zur Tür und hält doch etwas unruhig nach Ruven Ausschau.

Mutter Preuk schüttelt den Kopf: »Dass du immer so aufspringen musst. Ich ess schon wie auf Jagd und halt trotzdem nicht mit. Du, Gesche, stell dem Jungen was warm und bring dem Werner was in die Kammer.«

»Dem Werner bring ich gar nichts«, sagt Gesche und räumt ab, und da hebt Greta Preuk die Hand, aber sie haut noch nicht zu, denn ihr John sieht so schwermütig aus, und sie selber mag die Gesche doch auch leiden, denn von klein auf lebt die nun schon in der Stellmacherei. Ihr Vater der Ziegler ist eines Tages einfach tot umgefallen. »War der Blick«, haben die Leute gesagt, die immer so viel schneller mit dem Maul sind als mit den Gedanken, »dieser gewisse Blick« – und dann Stille, damit der Satz noch mehr Bedeutung bekommt.

Der Ziegler, so viel wusste man, hatte was mit der Elster angefangen. Die nannte man nicht nur so, weil sie schwarzes Haar hatte und zwei schneeweiße Strähnen über der Stirn. »Die klaut«, hieß es, »und mit dem eigenen Vater hat die ... na ja ...«, und dann zeigte man es nur mit den Fingern.

Die Elster wohnte mit ihrem Vater vor dem Wald. Sie gehörten nicht in die Gegend und waren auch gleich weg, als das mit dem Ziegler passierte. Man verdächtigte sie der Länge nach und von vorn bis hinten. Man griff in den Schlamm, wie der Bäcker in den Teig. Das hätte fast geholfen. Das hätte fast ein paar eigene Sünden mit vergessen gemacht, die man im Leben so begangen hatte. Beinahe hätte sich das Dorf insgesamt reinlicher und frommer angefühlt, nachdem die Elster fort war, und alles wäre gut ausgegangen, wenn die Zieglerfrau darüber nicht den Verstand verloren hätte, weil sie nun glaubte, ihr Mann habe immer erst mit dieser Elster und danach mit ihr. Riss sich in ihrer Pein über der Stirn alle Haare aus, genau dort, wo die Elster ihr Weiß hatte.

»Lass die Haare«, hatte Mutter Preuk gesagt, »was können

denn die Haare dazu?!«, und dann hat sie die Zieglerfrau streng angesehen, obwohl sie das gar nicht so streng meinte. Aber die Arme hat nur immer weiter am Haar gerissen und hat nicht mehr leben wollen und ist schließlich auf die Dorfeiche hinauf, immer höher, noch ein Stück, und hat endlich zu fliegen versucht. Und da war Gesche also übrig und ist zu Mutter Preuk, und das war gut und auch ein bisschen hart, denn Mutter Preuk ist auch beides. »Kommt vom Wetter«, sagt sie von sich. »Sommer ist gut, aber der Winter ist auch, wie er ist.« Jetzt lässt sie die Hand sinken, denn gerade tritt Ruven zur Küchentür herein und legt stumm das Geld der Klunkehöcker auf den Tisch.

»Der ist was Besonderes«, hat Greta Preuk eines Nachts ihrem Nils zugeflüstert. »Der muss was Ordentliches lernen, der Stock hat es gesagt.«

Greta Preuk hat einen weisen Erbstock, der sich nicht verbrennen und nicht zerbrechen lässt, und wenn es so weit ist, dann muss sie mit ihm auf gewisse unsichtbare Reisen gehen und manches in Erfahrung bringen, was einem sonst verborgen bleibt. Aber Nils hat nur geantwortet, »der macht die Volksschule und dann lernt der mit John das Rädermachen. Und was dein Handstock dazu meint, das interessiert mich nicht.« Dann hat er sich zur Wand gedreht. Aber ein bisschen hat er sich wohl doch interessiert, denn am nächsten Morgen hat er Ruven im Nacken genommen und ist so hin und her mit ihm, beinahe sanft, und Greta Preuk hat es gesehen und aufs Wetterglas gepocht, und dann ist sie in den Garten, einmal tief durchatmen.

»Was willst du denn eigentlich mit dem Werner?«, fragt sie Gesche jetzt, »so kann der doch gar nicht tanzen, oder

kannst du mit einem Arm die Wäsche waschen?« Das sagt sie nun schon freundlich, damit Gesche sich wieder einkriegt. Vielleicht hat sich Werner für immer den Arm verdorben. Hat ihn im Suff in die Esse gehalten, dass es in der ganzen Werkstatt wie beim Gerber roch, so sehr ist der angebrannt. Und dann dachten sie alle, das wird, und dann ist es nicht geworden, sondern hat auch noch angefangen zu nässen. Beinwell und Schafgarbe ließ Mutter Preuk Gesche pflücken, und mit dem Stock strich sie Werner murmelnd über den Arm, dass es ihn schon gruselte, so allein mit ihr.

»Rumgehoppelt wird heut einfach nicht«, sagt Nils bei der Tür, »und wenn der doch loszieht, kriegt der den Jack voll. Der Knecht wird hier gebraucht!«

»Diese Musik ist aber nur heute da, einmal im Jahr! Und alle gehen hin«, sagt Gesche und fängt schon wieder an zu weinen.

»Dann geh mit John oder mit Ruven«, sagt Mutter Preuk und denkt selbst, das passt nicht, und Ruven denkt das auch: nicht mit Gesche. Aber hin will ich schon, und er schüttelt den Kopf, in dem die winzige Geige herumtanzt; es ist nicht mehr zu ändern, die wird da jetzt nicht mehr rausgehen. Die steckt da in den Gedanken, wie die Kugel im Oberschenkel von Bauer Jacobs, die er sich im Jahr 1905 auf der Treibjagd eingefangen hat.

»Sehe ich vielleicht aus wie eine Wildsau?«, hat er damals geschrien. Und das tut Bauer Jacobs wirklich nicht. Aber das mit der Wildsau hat er sich trotzdem so zu Herzen genommen, dass aus seinem Mund fast nur noch Schweinerei herauskommt, besonders bei Ostwind, wenn ihm die Kugel im Schenkel was erzählt.

»Die wandert«, sagt der Pastor, sooft er Jacobs' Flüche hört, »so was wandert immer, wenn man zu viel Dreck redet! Bis zum Herzen wie zu einem Magneten, und dann gibt er den Löffel ab.«

Ruven setzt sich schweigend zu Tisch und isst.

»Wer ist denn dir ins Rad gefahren?«, fragt die Mutter. Aber Ruven bleibt stumm. Draußen amselt was in der Hecke, vom Dachfirst antwortet es, und dazwischen hören sie den Bock am Gatter. Sein triebiges Blöken lässt Gesche eröten, sie nimmt den Teller und bringt ihn zu Werner in die Kammer. Und dann hat sie wohl doch noch einen netten Abend, wenn auch ohne Tanzmusik. Macht selbst bisschen Dreivierteltakt, jedenfalls quiekt es sehr bald recht schön durch die Dämmerung, denn der Werner hat das Fenster nur angelehnt und alle hören mit.

Ruven hat immer noch kein Wort gesagt. Er klopft mit der Gabel an den Becher, er macht die Augen zu, aber mit den Augen hat das nichts zu tun. Die Farben sieht er ja eher mit den Ohren. Bis heute hätte er die Wolken und Gebilde, die sich beim Hören da vor ihm in der Luft aufbauen, gar nicht Farben genannt. Erst als Joseph ihm davon erzählt hat, fing Ruven an zu ahnen, dass es nicht alle Tage so ist, dass es also auch farblose Töne gibt und dass man Grund zur Unruhe hat, wenn es so bunt um einen herumtänzelt, kaum dass eine der Mägde zu singen beginnt oder der Amselmann oder auch einfach nur die Gabel am Becher klirrt. Und wie es da tänzelt, als später auf dem Brammer die Fledermäuse dicht über ihre Köpfe jagen und Ruven mit John und den Eltern etwas am Rand steht, während in der Mitte auf dem Platz dieser Joseph spielt. Gespannt wie sein Bogen drückt

der Streicher das Kreuz durch und schwenkt die Geige, als könne die Musik nun nicht anders, als sich ihm aufs Instrument zu werfen. Und dazu dreht sich die Sofie mit einem Hacken- und Hüftgetue, dass die Männer die Hüte tief ins Gesicht schieben und ihre Augen im Schatten verschwinden.

Nils Preuk wendet sich ab. »Is mir zu nervös«, sagt er, »da kann ich nachher nich schlafen.«

Wer will denn da noch schlafen, denkt Ruven und sieht den Vater gehen. Nie mehr will ich schlafen, wenn ich dafür das Geigen lern.

Am nächsten Morgen ist es kalt, als Ruven von der Stellmacherei zum Dorfplatz läuft. Dem Wilder hat er mit dem Stock eins zwischen die Hörner gegeben, als der unterm Holunder raus ist. »Zieh ab«, hat Ruven gesagt und sich im nächsten Moment geschämt, weil Wilder sich wirklich verzogen hat. Von Weitem sieht er schon die Wagen, die Türen sind noch zu, die Fenster verhängt. Nur aus dem einen Ofenrohr steigt Qualm.

Joseph kocht Eichelkaffee. Wenn man ihn glücklich machen will, schenkt man ihm echten Kaffee, aber die Bauern halten sich zurück. Eigentlich hasst man ihn, weil er nicht von hier ist und weil er Karten schlägt und den Leuten die Zukunft aus dem Ärmel hervorzaubert. Und dann dieses grausige Schattentheater! Andererseits hat er was zu erzählen und er kauft Heu und noch mehr, und Musik machen kann er, das hat man gehört. Gerade führt Joseph den Becher unter der Nase entlang und schaut so halb und halb zufrieden. Er öffnet die Gardine mit der Linken und sieht den Jungen kommen.